

Geben statt Nehmen

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Söhne. So wurde er im ganzen Land nur der König der Zwölf genannt.

Und weil dieser König ein gutmütiger und frommer Herrscher war, liebte er sein Reich mitsamt den Untertanen, Tieren und Pflanzen, Flüssen und Seen. Während seine Nachbarn die Mauern ihrer Burgen verstärkten und mit Argwohn über die Grenzen spähten, baute er sich ein prächtiges Schloss ohne Zinnen, Wehrgraben und Zugbrücke, in dem all jene stets willkommen waren, die in guter Absicht kamen und Freude teilten. Während seine Nachbarn die Bauern schröpften, half der König des Schlosses seiner Landbevölkerung in der Not. Und während seine Nachbarn Tag für Tag zur Jagd ausritten und doch immer weniger Wild heim auf ihre Tafeln brachten, ging der König der Zwölf lieber in Wald und Feld spazieren und erfreute sich an der grünen Fülle seines Reiches. Er war jeder Zeit des Jahres hold, jedem Monat gleichermaßen.

So hatte es sich begeben, dass er seine Sprösslinge nach den Namen der Monate benannte, in denen sie das Licht der Welt erblickten. Das erste Kind ward auf den Namen Januar getauft, das zweite trug den Namen Februar und das dritte Kind hieß März. Auf wundersame Weise ward der König deshalb eines Tages von allen Monaten des Jahres in seinem prachtvollen Schloss umgeben.

Die Jahre gingen ins Land und seine Kinder wuchsen und gediehen. Entgegen Tradition und Sitte lebten sie allesamt am Hofe ihres Vaters, des Königs der 12. Und allen Unkenrufen der Nachbarn zum Trotz lebten sie in Eintracht und Frieden.

Doch kurz bevor ein weiteres Jahr anbrach, kündigte sich das dreizehnte Kind an. Und mit ihm hielten der Neid und die Gier Einzug ins prächtige Schloss. Denn keiner der Zwölf wollte seinen Namen teilen. Für die 13 war kein Platz.

Da wurde der gutmütige König zornig und ließ seine zwölf Kinder zu sich in den Großen Saal rufen.

„Wer glaubt ihr zu sein“, donnerte er ihnen entgegen, „dass ihr meint, über den Fortgang der Zeit entscheiden zu können?“ Er ließ sie niederknien und die Augen schließen. Dann zog er sein Schwert, das sich kaum noch aus der Scheide lösen ließ, so lange war es nicht mehr gezogen worden.

„Das, was ihr seid, und das, was ihr habt, wurde euch geschenkt!“, fuhr er milde fort. „Was also macht euch selbst das Schenken so schwer?“

Der König kniete sich hin, das kostbare Schwert in seinen Händen.

„Das Jahr neigt sich dem Ende zu“, sprach er, „und wir erwarten die Ankunft des Heilands. Auch ihm schenken die Menschen nichts, weshalb ihn die Muttergottes in einem Stall gebar.“

Er richtete das Schwert gegen seinen Hals, die Spitze bohrte sich ins empfindliche Fleisch.

„Diese heilige Zeit ist eine Zeit des Gebens, nicht des Nehmens! Und so will ich meinen Platz räumen, um ihn dem neuen Leben zu schenken. Ihr werdet sehen, das Leben sucht sich seinen Weg!“